

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Javier Marías
Die sterblich Verliebten

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

DAS LETZTE MAL sah ich Miguel Desvern oder Deverne, als ihn auch seine Frau Luisa zum letzten Mal sah, was eigentlich seltsam, ja ungerecht ist, denn sie war seine Frau und ich nur eine Unbekannte, die nie ein Wort mit ihm gewechselt hatte. Selbst wie er hieß, wusste ich nicht, erfuhr es allzu spät, als er bereits in der Zeitung abgebildet war, voller Stichwunden, die Brust entblößt, im Begriff, ein Toter zu werden, wenn er es in seinem entschwundenen Bewusstsein, das nie wiederkehrte, nicht schon war: Als Letztes hatte er wohl wahrgenommen, dass jemand auf ihn einstach, irrtümlich und grundlos, purer Wahnwitz also, ein ums andere Mal, ohne Erbarmen, wieder und wieder, mit dem Ziel, ihn aus der Welt zu schaffen, schnellstens ins Jenseits zu befördern, hier und jetzt. Doch allzu spät für was, frage ich mich. Offen gesagt, ich weiß es nicht. Wenn jemand stirbt, denken wir immer, nun ist es zu spät für dies und für das, für alles – auf ihn zu warten vor allem –, und wir streichen ihn von der Liste. Selbst unsere Allernächsten, so schwer es uns fällt, sosehr wir sie beweinen, sooft uns ihr Bild im Geist begleitet, ob draußen oder

zu Hause, solange wir auch glauben, uns niemals abzufinden. Aber von Anfang an – von dem Augenblick, da sie uns sterben – wissen wir, dass wir nicht mehr mit ihnen rechnen dürfen, nicht für die kleinste Kleinigkeit, einen banalen Anruf, eine dumme Frage (Habe ich den Autoschlüssel liegen lassen? Wann sind die Kinder heute aus dem Haus?), für nichts. Rein gar nichts. Im Grunde erstaunlich, denn es setzt Gewissheit voraus, und mit Gewissheiten steht unsere Natur auf Kriegsfuß: dass jemand gewiss nicht wiederkehrt, nichts mehr sagt, keinen Schritt mehr tut – ob er nun kommt oder geht –, uns nicht mehr anschaut, nicht mehr wegschaut. Ich weiß nicht, wie wir das aushalten, wie wir darüber hinwegkommen. Weiß nicht, wie wir manchmal vergessen können, während die Zeit verstreicht und uns von ihnen, die sich nicht mehr vom Fleck rühren, entfernt.

An so vielen Morgen hatte ich ihn gesehen, hatte ihn reden und lachen hören, in den letzten Jahren fast allmorgendlich, nicht allzu früh, ich kam sogar verspätet ins Büro, um diesem Pärchen ein Weilchen nah zu sein, nicht ihm – wohlgemerkt –, sondern beiden, beide wirkten sie beruhigend auf mich, machten mich froh, bevor ich den Arbeitstag begann. Sie wurden mir fast zur Notwendigkeit. Nein, das Wort taugt nicht für das, was uns Freude und Ruhe schenkt. Zu einem Aberglauben vielleicht, doch auch das trifft es nicht: Ich erwartete keinen Unglückstag, wenn ich

nicht mit ihnen frühstückte, separat, versteht sich; ich begann den Tag nur weniger heiter, weniger optimistisch, wenn ich auf ihren Anblick verzichten musste, der für mich eine heile Welt bedeutete, eine harmonische, wenn man so will. Nun gut, ein winziges Stück Welt, das nur wenige sahen, wie bei jedem Bruchstück, jedem Leben, so öffentlich und vor aller Augen es auch stattfinden mag. Ungern vergrub ich mich für so viele Stunden, ohne sie gesehen, sie beobachtet zu haben, nicht heimlich, doch diskret, denn um nichts auf der Welt hätte ich ihnen lästig fallen oder sie stören wollen. Sie zu vertreiben, hätte ich mir nie verziehen, es wäre zu meinem eigenen Schaden gewesen. Es machte mich froh, dieselbe Luft zu atmen oder – wenn auch unbeachtet – Teil ihres morgendlichen Panoramas zu sein, bevor die beiden sich bis zur nächsten Mahlzeit, vermutlich dem Abendessen, trennten, an so vielen Tagen. An jenem letzten, an dem seine Frau und ich ihn sahen, gab es für sie kein gemeinsames Abendessen mehr. Nicht einmal ein Mittagessen. Sie wartete zwanzig Minuten an einem Restauranttisch auf ihn, verwundert, aber ohne Besorgnis, bis mit dem Klingeln des Telefons ihre Welt unterging und sie nie wieder auf ihn wartete.

VOM ERSTEN TAG AN war mir klar, dass sie ein Ehepaar waren, er, um die fünfzig, sie, ein gutes Stück jünger, wohl noch nicht vierzig. Besonders nahm mich ein, wie sehr sie ihre Gesellschaft genossen. Zu einer Tageszeit, zu der kaum jemand für etwas zu haben ist, schon gar nicht fürs Scherzen und Lachen, redeten sie unentwegt, amüsierten und ermunterten sich, als hätten sie sich eben erst getroffen, ja kennengelernt, wären nicht gemeinsam aus dem Haus gegangen, hätten sich nicht gleichzeitig zurechtgemacht – vielleicht sogar im selben Badezimmer –, wären nicht im selben Bett aufgewacht und hätten nicht als Erstes das Gesicht des anderen gesehen, Tag für Tag seit langen Jahren, dazu noch Kinder, die sie ein paarmal begleiteten, das Mädchen um die acht, der Junge um die vier und seinem Vater unglaublich ähnlich.

Er kleidete sich distinguiert, eine Spur altmodisch, ohne dass er im Geringsten lächerlich oder unzeitgemäß gewirkt hätte. Das heißt, er ging immer im Anzug, passend kombiniert, maßgeschneiderte Hemden, teure, schlichte Krawatten, Einstecktuch, Manschettenknöpfe, blitzsaubere Schnürschuhe – schwarz oder

aus Wildleder, Letzteres nur ab dem Frühsommer, wenn er die hellen Anzüge wählte –, manikürte Hände. Trotzdem vermutete man keinen eitlen Manager in ihm, keinen feinen Pinkel. Er schien eher ein Mann zu sein, dessen gute Erziehung es nicht gestattete, anders gekleidet auf die Straße zu treten, zumindest nicht an einem Wochentag; an ihm wirkte der Aufzug ganz natürlich, als hätte ihm sein Vater beigebracht, dass sich derlei ab einem bestimmten Alter gehört, unabhängig von den Moden, die schon bei ihrer Geburt hinfällig sind, und von unserer zerlumpten Zeit, auf die er nichts geben musste. So klassisch ging er, dass ich niemals ein ausgefallenes Accessoire an ihm entdeckte: Er wollte nicht den Originellen spielen und wirkte doch ein wenig so inmitten dieses Cafés, in dem ich ihn immer sah, ja inmitten unserer nachlässigen Stadt. Seine Natürlichkeit wurde noch verstärkt von einem zweifellos warmherzigen Charakter, heiter, ja ungezwungen (doch nie etwa den Kellnern gegenüber, die er siezte und mit heute ungebrauchlicher Liebenswürdigkeit behandelte, ohne sich dabei anzubiedern): Tatsächlich erregte sein häufiges, fast schallendes Gelächter Aufsehen, wirkte aber keineswegs störend. Er verstand es, zu lachen, kräftig, doch aufrichtig und herzlich, niemals, als wollte er sich einschmeicheln oder anpassen, sondern als bereitete ihm tatsächlich etwas Heiterkeit, und das war oft der Fall, ein großzügiger Mann, immer bereit, sich

auf die Komik des Moments einzulassen und Witze zu würdigen, zumindest die sprachlicher Natur. Vielleicht erzählte sie ihm seine Frau, es gibt Menschen, die uns zum Lachen bringen, auch wenn sie es nicht darauf anlegen, es gelingt ihnen vor allem durch ihre Gegenwart, bei der unser Lachen nicht viel Anschub braucht, es reicht, sie zu sehen, bei ihnen zu sein, ihnen zuzuhören, auch wenn sie nichts Weltbewegendes von sich geben, ja bewusst dumme, plumpe Scherze aneinanderreihen, die jedoch alle unsere Heiterkeit erwecken. Die beiden schienen füreinander solche Menschen zu sein; und obwohl man ihnen ansah, dass sie verheiratet waren, überraschte ich sie nie bei einer affektierten, aufgesetzten Geste, nicht einmal bei einer eingeübten wie bei manchen Ehepaaren, die seit Jahren zusammenleben und sich öffentlich mit ihrer anhaltenden Verliebtheit brüsten wie mit einem Verdienst, das sie aufwertet, oder einer Zierde, die sie schmückt. Bei ihnen hatte man den Eindruck, dass sie einander sympathisch und angenehm sein wollten, wie im Vorfeld eines Werbens; oder dass sie sich bereits vor ihrer Ehe, ja bevor sie überhaupt ein Paar waren, so sehr geschätzt und gemocht hatten und einander in jedem Fall aus freien Stücken – nicht aus ehelicher Pflicht, nicht aus Bequemlichkeit oder Gewohnheit, nicht einmal aus Treue – zum Gefährten oder Begleiter, zum Freund, Gesprächspartner oder Komplizen erwählt hätten, in

der Gewissheit, was auch immer geschehen oder eintreten mochte, was auch immer zu erzählen oder zu hören war, es wäre in jedem Fall weniger interessant oder amüsant mit einem anderen. Für ihn ohne sie, für sie ohne ihn. Da war Kameradschaft und vor allem Überzeugung.